

Nr. 118 Bromberg, den 24. Mai 1933.

Die Frau, die man übersah

Roman von Harald Baumgarten.

(25. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Tag, min Jung", frohlockte Fietje.

Der gelbe Neger schien ihn zu übersehen.

„Was Sie hier wollen?" fragte er in greulichem Nigger-dialekt.

Ein Wink von Harris. Zwei Polizisten nahmen den Wirt in ihre Mitte. Gefolgt von Reginald, Robertson, Fietje und den Polizisten betrat der Kommissar den Tanzsalon. „Sie haben hier ein weißes Mädchen verborgen! Der Mann hat es heute abend hier gesehen."

Das Mischblut, die Stirn verbunden, kroch in sich zusammen. „Oh — nix weißes Mädchen — Kneipe nur für arme Niggers. Massa hat geträumt. Massa noch nie gesehen."

Fietje Stuhr kochte vor Wut. In seinem Eifer sprach er Hamburger Platt. „Woher hest du denn den Verband, he? Weil ich dir eins an deine Riestüten (Ohren) geben heff — du gelber Pannkoken!"

„Zeigen Sie die Kammer!" unterbrach Harris diesen Schwall unverständlicher Ausdrücke.

Fietje schritt durch den Saal auf die Treppe zu. Der niedrige breite Raum war hell erleuchtet.

Dicht hinter ihm ging Reginald. Die Tür der Kammer war berits notdürftig wiederhergestellt. Sie stand offen. Kleine Scheinwerfer, die die Polizisten in der Hand trugen, blitzten auf. Durchleuchteten jeden Winkel.

Die Kammer war leer. Nichts deutete darauf hin, daß hier ein Mensch gehaust hatte. Der Quittengelbe grinste. „Nix weiße Lady, Massa . . ."

Fietje Stuhr erklärte nochmals den ganzen Verlauf der Schlägerei, zeigte die Stelle, an der das Mädchen gekauert und um Hilfe gerufen hatte. Ein Polizist kam mit der Meldung: „Wir haben alles durchsucht. Das Haus hat keinen Keller — es ist eine aufgesetzte Baracke."

Der Kommissar ging mit großen Schritten auf der Tanzfläche auf und ab, über die sonst die Tanzschritte der Neger schliffen, verfolgt von den lauernden Augen des Mischbluts. Bedauernd sah er Reginald an, der noch immer vergebliche Versuche machte, ein geheimes Versteck zu finden. Die Holzbaracke enthielt nur den Tanzraum, eine Küche und Kammer für den Wirt, und auf der Galerie jenen Holzverschlag im Giebel.

Ein Wachtmeister trat auf Harris zu. „Herr Kommissar, das Nebenhaus ist von diesem nur durch einen Hof getrennt. Soll ich eine Patrouille?"

„Wir wollen alles versuchen — los!"

Durch die Küche gelangten sie auf einen dunklen, schmutzigen Hof, auf dem Abfälle umherlagen. Sie durchschritten ihn und kamen zum Hinterhaus. Zwei Holzbohlen ersetzten eine Treppe. Über ihnen eine Tür. Ihr Klopfen verklang ohne Antwort.

„Schlagen Sie die Tür ein!"

Reginald, Fietje und der Wachtmeister warfen sich dagegen. Sie krachte zusammen. Dunkelheit gähnte ihnen entgegen. Wieder spielten die Scheinwerfer. Ein kurzer Gang, dann rechts eine Tür. Eine unbewußte, instinktive Aufregung ergriff alle. Sie rüttelten an der Tür, die mit Möbelstücken verstellt zu sein schien.

„Gloria — Gloria!" Reginalds Stimme klang heiser. Immer und immer wieder warf er sich gegen die Tür. Die Polizisten arbeiteten mit Aufbietung aller Kräfte, um das Hindernis zu beseitigen. Endlich ein Riß in der Tür.

Das Licht des Scheinwerfers fuhr hinein.

Auf einem wachstuchbezogenen Sofa saß, den Kopf nach hinten geneigt, die Hände um die Tischplatte gekrallt, die Augen in feiger Angst verdreht, ein Mann.

„Charles Nison!" — schrie Reginald.

Nun gab die Tür nach. Als erster stürmte Reginald ins Zimmer. Die Scheinwerfer erhellten den Raum mit tastenden Reflexen.

*

Das Licht fiel auf Gloria Smith. Sie saß auf einem Stuhl, gefesselt und den Mund durch einen Knebel verschlossen. In den dunkeln Augen hingen schwere Tränen. Ihr blasses, leidvolles Gesicht war Reginald zugewandt. Mit einem schluchzenden Laut unendlicher Befreiung kniete er neben ihr nieder, löste die Fesseln, bedeckte ihre kalten zitternden Hände mit fassungslosen Küssen. Riß das Tuch von ihrem Mund, barg seinen Kopf in ihrem Schoß, weinte und lachte wie ein Kind, immer und immer wieder ihren Namen nennend.

Rührend und scheu strich sie über sein Haar, als könne sie immer noch nicht glauben, daß er wirklich gekommen sei. Sie wollte sprechen, doch ihre Stimme versagte. Nur der Glanz ihrer Augen wurde tiefer und stärker. Die tiefsten Tiefen ihrer Liebe lagen in diesem Blick.

Wunderbar erschüttert von der Reinheit ihrer Seele nahm er sie auf seine Arme. In der Erfüllung dieser Stunde versank das alte, schmutzige Harlem. Sein Herz ging in einer sonnendurchglühten Märchenstadt, wie er sie auf den Armen trug.

Der Kommissar tippte Charles Nison auf die Schulter, in dessen Gesicht wieder die alte, unbesiegliche Frechheit getreten war.

„Sie sind verhaftet, Charles Nison."

Boshaft zeigte er die gelben Zähne, wie ein in die Enge getriebenes Raubtier.

„Sieh mal an, Mr. Robertson ist auch da. Ich wünschte, ich hätte Sie nie gesehen."

„Ich kann diesen Wunsch nur zurückgeben", versetzte Robertson trocken.

„Wir wollen uns auf dem Polizeipräsidium weiter mit Ihnen unterhalten, Mr. Nison", schnitt der Kommissar die Unterredung ab.

Schmunzelnd wandte er sich an Robertson. „Ich denke, auf Mr. Solm werden wir heute nicht mehr rechnen können. Er wird sich wohl seiner... Braut... widmen."

Das alte Kichern kam aus Charles Nisons Kehle. „Braut — Herr Kommissar? Braut? — Dieses Mädchen ist doch seine Frau!"

„Seine Frau? Ja — warum hat er mir denn das nicht gesagt, zum Donnerwetter. Er erzählte doch immer von seiner Sekretärin."

Robertson lachte ein in diese Situation und diesen Raum gar nicht passendes, befreites Lachen. „Weil er es selbst nicht weiß, Herr Kommissar!"

„Das ist ja eine ganz verrückte Geschichte" — polterte Harris — „ein Mann, der seine Frau nicht kennt, ist mir doch noch nicht vorgekommen."

*

Das war die glückhafteste, die beklemmendste, die aufregendste und doch beinahe schweigsamste Autofahrt, die Reginald je gemacht, die Fahrt aus der nächtlich bedrückenden Stille Harlems in das Lichtmeer von Newyork. Da saß das Mädchen neben ihm, das er liebte. Blaß in die Polster gelehnt — blasser noch wie vorhin, nun die Abspannung nach all diesen furchtbaren Geschehnissen, die sie herumgewirbelt und beinahe dem Abgrund zugeführt hatten, sich einstellte.

Er hielt ihre angstvoll zitternden Hände fest und sah in ihre Augen. Der Drang, sich auszusprechen, zu erzählen, zu hören, wie alles gekommen, und dann strahlende Luftschlösser aufzubauen, zersprengte ihn fast. Aber eine innere Scheu hemmte ihn. Oh, wie leicht war es gewesen, sich auszudenken, was er alles sagen wollte. Wie er sie liebe und wie alle andern Empfindungen verlöscht seien.

Begonnen habe es von dem Augenblick an, da er im Bureau ihre Hand geschüttelt, diese feste, werktätig klare und doch so zarte Hand . . .

Und der Abend von Coney Island . . . Den Kuß, den er sich von ihrem Mund gestohlen und den er nicht vergessen konnte . . . Rückhaltlos hatte ihr Wesen von ihm Besitz ergriffen und ihn ausgefüllt mit einem warmen, aufrichtenden Heimatsgefühl . . .

Wie dann die dunkle Stunde kam, da sie verschwunden war . . In tausend Flammen war die Sehnsucht emporgeschossen . . . Schal und gleichgültig, langweilig und wesenlos wurde die Welt . . . Nur noch ein Gefühl durchpulste ihn — die schmerzliche Sehnsucht nach ihr . . .

Ach, dies alles hätte er ihr sagen mögen. Aber wie sie so schwach, so rührend blaß neben ihm saß, wurde aus all diesen Worten nur der eine Satz: „Meine Gloria, meine liebe, kleine Gloria!"

Als der Wagen die verwahrlosten, schlecht beleuchteten Straßen verließ und in die fünfte Avenue einbog, stieg ein feines erstes Rot in ihre Wangen. Er fühlte, daß die Qual dieser Tage für sie in das Meer des Nichts zu versinken begann.

Behutsam, leise begann er zu sprechen. „Es ist alles vorbei, Gloria. Wir dürfen an die Zukunft glauben."

Irrte er sich oder flog um ihren Mund wieder das rätselvoll schalkhafte Lächeln, das ihrem Gesicht den Liebreiz eines Kindes gab, diesem Gesicht, das so energisch und zielbewußt aussehen konnte?

„Was wird denn nun mit der Zukunft, Mr. Solm?"

„Ach nein, Gloria — so dürfen Sie jetzt nicht reden. Lilo de Pirelle ist fort — ich bin ein freier Mann —, die unglückselige Verirrung eines falsch geleiteten Gefühls ist vorbei."

Der Schalk lachte jetzt ganz deutlich um ihren Mund. „Und Ihre Frau, Mr. Solm? Haben Sie denn ganz vergessen, daß Sie verheiratet sind?"

„Ich liebe dich, Gloria — liebe dich mehr als alles andre auf der Welt. Es muß sich ein Ausweg finden lassen."

„Ich bin ein armes Mädchen, Reginald. Mein ganzer Besitz in dieser Welt ist eine alte Stoffpuppe."

Es war ein großes, großes Glück für Gloria Smith, daß der Wagen geschlossen war. Denn was hätten die Leute von diesem Liebespaar gedacht? Von diesem jungen Mann, der auf offener Straße den Kopf des jungen Mädchens in seine Hände nahm und es küßte, als wollte er es nie wieder loslassen? Und gar erst von diesem jungen Mädchen, das sich gar nicht dagegen wehrte? . . .

Der Himmel wurde klarer und durchsichtiger. Ein champagnerfarbener Schimmer im Osten kündete die Sonne.

Erschreckt fuhren sie beide auseinander, wie der Wagen plötzlich vor dem Boardinghause in der 78. Straße stoppte und der Chauffeur den Schlag aufriß. Verwirrt strich sich Gloria über die Haare, und Reginald nahm eine ungeschickt harmlose Pose an, als habe er die ganze Zeit korrekt in einer Ecke gelehnt.

Nun standen sie vor der Tür . . . Ach, dieser Abschied vor den Türen! . . . Da noch so viele Worte zu sprechen sind, so viele Vereinbarungen zu treffen, und die alle mit einem Kuß, einem Händedruck und einem geflüsterten „Auf Wiedersehen" enden.

„Komm morgen um zehn Uhr zu mir! Ich will mir alles bis dahin überlegen", — flüsterte Gloria Smith zum Abschied.

„Auf Wiedersehen, um zehn Uhr, liebe, kleine Gloria!" — erwiderte Reginald. Und „Gloria — meine Gloria" — wiederholte er für sich, immer wieder, als jetzt die Sonne zitternde, purpurschimmernde Strahlen über die blanken Dächer Newyorks warf.

Er lief vor dem Hause auf und ab, ab und auf. Sah nach den vielen verhangenen Fenstern des Boardinghauses, bis sie vielleicht noch einmal herunterwinken würde.

Wie ein Posten ging er bis zur Ecke — und wieder zurück. Summte ein Lied nach dem andern. Lauter verliebte, sehnsüchtige Volkslieder aus der Heimat, die voll süßer Wehmut sind und von Abschied reden und die ihn doch so froh machten — so glücklich.

Als der Vorhang vor ihrem Fenster fiel, stieg er in sein Auto. „Nun zu Robertson — nun würde er es ihm sagen —, Robertson mußte alles in Ordnung bringen — er mußte den Ausweg finden. Die Sache mit Jolanthe Falk — die schnelle Scheidung."

Das Seltsamste aber war, daß er mit keinem Gedanken an Lilo de Pirelle dachte, so verschwunden war diese jugendstürmische Leidenschaft in dem alles erfüllenden Gefühl seiner wahren, großen Liebe.

XIII.

Vor dem Kriminalkommissar Harris saß indessen Charles Rison. An einem Nebentisch hatte Robertson Platz genommen.

Aufmerksam las Harris ein langes Kabelgramm. Sah wiederholt scharf auf und Rison an, der mit kaltblütiger Ruhe mit einem goldenen Bleistift spielte, den er an seiner Uhrkette trug.

„Ein sehr interessanter Besuch, den Amerika durch Ihre werte Person erhalten hat — Herr Pirelle! Sehr interessant — aber wenig angenehm. Ganz und gar nicht angenehm!"

Robertson horchte auf. „Herr Pirelle — ja wieso denn — Herr Pirelle?"

Erwartungsvoll lehnte der Kommissar sich in seinen Stuhl zurück. „Also, Herr Pirelle, erzählen Sie oder überlassen Sie es mir, an Hand dieses Berichts Ihre Vergangenheit zusammenzustellen? Ein hübscher Weg, den Sie gemacht haben. Aus einer achtbaren Familie entsprossen — Wechselfälscher, und nun gar — Menschenraub. Ich denke, die Gerichte werden Ihrer Tätigkeit für mehrere Jahre ein Ziel setzen."

„Madame de Pirelle ist an dieser Sache mit Jolanthe Falk unschuldig, Herr Kommissar. Sie weiß davon ebensowenig wie Lilo."

„Wir nahmen von vornherein an, daß Sie die alleinige Triebfeder waren." Der Kommissar beugte sich über die Akten. „Sie sind der jüngere Bruder des Bankiers Pirelle. Ich nehme wohl mit Recht an, daß Sie Medizin studierten, denn wie wären Sie wohl sonst darauf gekommen, sich später als Professor der Medizin auszugeben?"

Zustimmend und völlig unberührt nickte Charles Rison.

Der Kommissar fuhr fort. „Von der Universität wurden Sie relegiert. Warum?"

„Es war eine Wechselfälschung. Ich brauchte notwendig Geld. Die Familie wollte mir nichts geben, vertuschte dann aber doch schließlich die Angelegenheit, so daß sie nicht vor die Gerichte kam."

„Aha — Sie haben sich also schon damals in Ihrem späteren Beruf versucht. War es damals, als Sie den Namen Rison annahmen?"

„Ja, meine Familie drängte mich dazu."

„Sie ließen sich in Rouen nieder und machten eine Pfandleihe auf, die Ihre Frau heute noch führt."

„Sie schildern geradezu meisterhaft", unterbrach ihn grinsend Rison.

„Geradezu meisterhaft, wie Sie es verstehen, Handschriften zu fälschen. Ihr Bruder, der Bankier Pirelle, war der Inhaber eines großen Bankhauses. Er starb plötzlich. Es war in dem Jahr, als die russisch-französische Goldminengesellschaft zusammenbrach. Hing sein Tod irgendwie damit zusammen?"

„Der arme Kerl hatte sein ganzes Vermögen dabei verloren. Aber niemand wußte, wie stark er an der Goldminengesellschaft interessiert war. Seine Frau, die schöne Ninon, sandte mir einen verzweifelten Brief nach Rouen. Sie war die einzige, mit der ich immer noch von Zeit zu Zeit korrespondiert hatte. Ich eilte nach Paris, übersah sofort den gänzlichen Zusammenbruch des Hauses."

„Und dann begingen Sie gemeinsam mit Madame de Pirelle die Fälschung der Aktienpakete, indem Sie dieselben auf fremde Namen übertrugen."

Charles Rison schien es beinahe ein Vergnügen zu bereiten, seine Vergangenheit aufzudecken. „Ganz recht, ganz recht, damit gelang es mir, eine Summe für Madame de Pirelle zu retten. Leider kam die Sache heraus. Ich nahm die ganze Schuld auf mich. In dem Prozeß war nur von einem Charles Rison die Rede. Man wollte den Skandal nicht noch größer machen. Der Name Pirelle blieb unangetastet."

Seinen Worten nachsinnend, griff Charles Rison in seine Tasche. „Gestatten Sie, daß ich mir eine Zigarette drehe?"

Aufmunternd nickte der Kommissar. „Erzählen Sie doch weiter, Rison. Auch Sie scheinen anständige Züge in Ihrem Charakter zu verbergen."

„Nachdem ich meine Strafe abgebüßt, kehrte ich zu Madame de Pirelle zurück. Die kleine Summe Geldes war verbraucht. Sie lebten vom Spiel. Lilo aber war ein schönes Mädchen geworden."

„Und Sie versuchten, aus der Schönheit Ihrer Nichte Kapital zu schlagen."

Rison rauchte in tiefen Lungenzügen. „Warum nicht, Herr Kommissar? Wenn es sich in gesetzlich erlaubten Grenzen hielt? Ich hatte Jahre meines Lebens für die Pirelles — Großmutter und Enkelin — geopfert, ich wollte nun auch etwas von Lohn sehen. Mein Umgang mit meiner Schwägerin mußte geheim bleiben. Man durfte sie nicht öffentlich mit einem ehemaligen Zuchthäusler zusammen sehen. Über die Hintertreppe schlich ich mich in das Palais in Faubourg St. Germain. Selbst Lilo hatte keine Ahnung, daß ich ihr Onkel war. Madame de Pirelle hatte mir versprochen, wenn Lilo eine reiche Partie machen werde, wolle sie alles reichlich zurückzahlen."

„Und da verfielen Sie auf Reginald Solm?"

„Ach, das war wohl mehr Zufall. Lilo lernte ihn beim Rennen in Longchamps kennen. Gewiß, wir haben ein wenig nachgeholfen, die Bekanntschaft zu befestigen. Der junge Mann war bis über die Ohren verliebt in Lilo!"

Robertson konnte sich nicht mehr halten. „Aber Helen Clifford hat Ihnen einen Strich durch die Rechnung gemacht! Hat Sie durchschaut! Ist selbst nach Rouen gefahren, um sich die Verhältnisse dort näher anzusehen!"

Müde blickte ihn Charles Rison an. „Es war eigentlich weniger Helen Clifford und ihr Testament, was ich fürchtete. Es war mehr dieses junge Mädchen, das Sie mit nach Amerika brachten. Als ich sie im Bureau der Firma erkannte, und an der sachgemäßen Art, wie sie meinen Puls fühlte, mir zur Gewißheit wurde, daß sie die Krankenschwester Jolanthe Falk war, hielt ich unsre Partie für gefährdet.

Wir versuchten es nochmals mit allen Mitteln in Güte. André d'Hericourt stellte sich zur Verfügung. Aber umsonst. Sie war zu schlau. Ich konnte nicht anders, ich mußte sie beseitigen, bis die Angelegenheit geklärt war."

„Das heißt, Sie wollten sie verschleppen, irgendwohin nach Südamerika, den trostlosen Weg, den so viele arme, schutzlose Mädchen gehen. Sie erbärmlicher Schurke!" Robertson war aufgesprungen und stand furchterregend vor Rison.

(Schluß folgt.)

Leiden und Träumen.

(Fortsetzung.)

Als der Professor seinen Abendbesuch machte, hatte Marianne rote Flecke auf den Wangen. Er kam nicht allein. Zum erstenmal begleitete ihn Doktor Jädicke. Der Professor hatte offenbar vergessen, daß er ihn an jenem ersten Tage vertreten hatte, denn er stellte ihn Marianne vor. Und er sagte ihr in seiner selbstverständlichen Art, daß er auf acht Tage fortgehe. Sie könne daraus ersehen, wie gut es ihr gehe und wie zufrieden er mit ihr sei. Doktor Jädicke würde nun seine Stelle einnehmen, sie solle Vertrauen zu ihm haben.

Da war es Marianne, als käme ihr unerwartet eine große Hilfe. Sie hatte den jungen Arzt ganz vergessen. Der tiefe Nebel, der sie von jenem Tage trennte, da diese Wände ihr noch fremd waren, hatte ihn eingehüllt. Aber nun empfand sie wieder dieses scharfe Gefühl der Abneigung, das instinktiv zwischen ihnen beiden gestanden hatte. Und sie wußte, nun würde sie erfahren, ob Wahrheit war, was eben erst blitzgleich all die Ungewißheit durchzuckt hatte. Dieser kalte, eitle Mann würde sich nicht die Mühe geben, sie zu täuschen, und auch nicht die erbarmende Menschenliebe haben, es zu wollen.

Nur daß sie ihn überrumpeln mußte. Denn daß eine gewisse kühle Berufsüberlegenheit in ihm sich wehren würde, das ahnte sie.

Dreimal am Tage kam der Professor zu ihr. Er operierte sehr früh und machte den Morgenbesuch oft, wenn das Zimmermädchen noch aufräumte oder die Schwester Staub wischte. Sie hatte gehofft, Doktor Jädicke würde es nicht so eilig haben. Doch irrte sie sich. Der junge Arzt hatte freilich ein Grauen vor zurückgeschlagenen Teppichen und Wischtüchern. Und er hob abwehrend die Hände, beschränkte sich auf die notwendigsten Fragen und ging zur folgenden Nummer.

Da lag die junge reiche Frau, die für ihre erste Entbindung in die Klinik gekommen war, und derentwegen Mangel an Blumengläsern herrschte. Trotz der gepolsterten Tür hörte Marianne es, wenn früh am Morgen und gegen Abend der Gatte kam, und in den letzten Nächten hatte sie auch ein feines Kinderstimmchen unterschieden. Es hatte sie gestört in ihren immerwachen, suchenden Gedanken. Schwester Henny hatte mit der Privatpflegerin von nebenan, die herüberkam, um beim Umbetten und Aufschütteln der Kissen zu helfen, davon gesprochen, wie reizend die junge Frau sei, und wie blühend sie in ihren Kissen läge. Gestern abend hatte ihr der glückliche Vater einen kostbaren Diamantring an den Finger gesteckt. Den habe ihr der Junge mitgebracht, der Junge, der die ganze Klinik in Bewegung hielt, und den jede Schwester wenigstens einen Augenblick in seinen Spitzenkissen sehen wollte.

In all diesem quellenden Menschenglück hielt sich Doktor Jädicke nun eine Weile auf. Marianne lauschte angespannt und hörte ein perlendes Lachen, und der Schritt des Arztes, als er dann endlich wieder an ihrer Tür vorüberging, war jung und rasch.

Da wartete sie mit ihrer brennenden Ungeduld bis zum Mittag. Und als ihre Mutter trotz des großen Reinmachens kam und mit dem Arzt zusammentraf, hätte sie fast geweint. Doch bestärkte es sie in ihren Vermutungen, daß sich die Mutter an einem solchen Tage für ein Stündchen frei machte. Denn in die Verrichtungen des kleinen Haushaltes pflegte sie sich sonst wie in ein Sturzbad zu werfen, das ihr Hören und Sehen benahm.

„Was gibt ihr keine Ruhe?" dachte Marianne, und die oberflächliche Höflichkeit des Arztes reizte sie, während sie bemerkte, daß die Mutter sich nicht einmal Zeit genommen, ein anderes Kleid überzuziehen. Im abgetragenen Jäckchen saß sie an ihrem Bett, und die unbarmherzige Aprilsonne verbarg keine Falte in dem bekümmerten Antlitz und keinen Streifen auf den selbstgereinigten Glacéhandschuhen.

„Es ist gut, daß es so ist, gut für mich. Ich werde wissen."

Es hämmerte in ihren Schläfen, während sie zum Fenster sah. Die unheimliche Sonnenklarheit war von

einem plötzlichen Regenschauer abgelöst worden. Nun dämmerte schon der Abend, aber ihr Zimmer, das gegen Westen lag, war ganz mit Gold gefüllt. Auf diese Stunde wartete sie sonst immer. Dann hob sie ihre Hände und hielt sie in das Licht. Ihre schlanken, schmalen Hände mit den durchstochenen Fingerspitzen. Die glühten dann auf, und sie sah das Blut in ihnen.

Und bei diesem fast mechanischen Spiel fand sie der Arzt. Man hatte Schwester Henny nebenan zu Hilfe gerufen, und er überraschte sie nun trotz ihrer Erwartung. Er lächelte, denn er hatte gleich beim ersten Male gesehen, wie schön diese Hände waren, und hatte die Handarbeit für einen Vorwand der Eitelkeit gehalten, bis er die nüchterne Erklärung hörte.

Sie hielt jäh inne. Als er die Tür schloß und an ihr Bett trat, reichte sie ihm den Puls. Und während er mit Daumen und Zeigefinger ihr feines Gelenk hielt, sagte sie, plötzlich und unvermittelt: „Wann werde ich sterben?"

Er ließ ihre Hand fallen und sah sie an. Einen Herzschlag lang schien er erschrocken. Dann meisterte er seine Züge und sagte ärgerlich: „Sie scherzen, gnädiges Fräulein." Und er nahm ihre Hand wieder auf.

Da entzog sie sie ihm.

„Es ist mir gleich, ob ich sechzig oder siebzig Pulsschläge in der Minute habe. Es ändert an der Sache wahrscheinlich nichts. Aber es ist mir nicht gleich, wie oft meine Mutter noch herkommt, und wieviel Tage sie noch eine Pension für mich zahlt, die sie sich mühsam absparen muß."

„Sie lieben Ihre Mutter sehr?" fragte er ausweichend.

„Ich bin mir nie darüber klar gewesen. Wir sind so nüchterne Menschen. Ich weiß, daß sie sich jetzt für mich opfert, und ich will wissen, wie lange die Quälerei noch dauert. — Nein —" sie hob abwehrend die Hand — „ich meine nicht die Quälerei für mich. Ich quäle mich nicht. Für mich konnte es wohl nicht besser kommen."

Er sah sie an, wie sie da in der Abendsonne lag, die rötliche Reflexe auf ihren langen schwarzen Zöpfen spielen ließ. Wie ruhig sie war! Aber wenn sie ihn übertölpeln wollte — der Professor würde ihn schön ansehen — er fühlte schon seine Augen mit dem Ausdruck erstaunter Geringschätzung auf sich ruhen. Er kannte den Blick. Mehr als einmal hatte er ihn getroffen. „Sie scheinen eine sonderbare Auffassung von dem Beruf des Arztes zu haben", stand dann in ihm zu lesen.

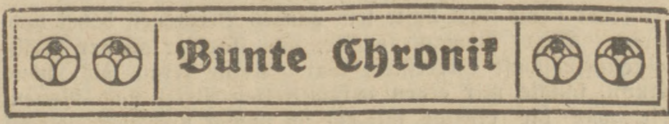
Plötzlich ergriff Marianne seine Hand und drückte sie zwischen ihre schmalen, heißen Hände. Es lag nichts von mädchenhafter Scheu in der Bewegung, nichts Persönliches. Und nun bat sie, und er hörte den tiefen Wohllaut ihrer Stimme.

„Was sind wir Ihnen denn, Mutter und ich? So nichtachtend haben Sie heute auf die arme Frau gesehen! Und wissen Sie noch, am ersten Tage, als Sie mein eintöniges Leben aus mir herausfragten, wie zum Hohn, weil ich Sie gereizt hatte? Und nun können Sie mir den größten Wunsch meines Lebens erfüllen. Sie allein. Ich bin in Ihre Hand gegeben, wie in die Hand Gottes. Wissen Sie, was das heißt? Als Sie hier hereinkamen, aus dem warmen, reichen Glück von nebenan, da war Ihnen niemand auf der Welt so fern wie das arme, häßliche Mädchen hier, das nicht zu retten ist. Aber wenn Sie fortgehen, haben Sie mir eine Wohltat erwiesen, so königlich, daß sie noch lange einen Glanz über Ihr Leben werfen wird. Ich habe Sie gehaßt, denn Sie haben Bitterkeit zu der Scham und dem Schmerz getan, die unverschuldet waren und die Sie mich doppelt fühlen ließen, wie die scharfe Sonne heute jeden Schaden in dem Kleide meiner Mutter zeigte. Aber wenn Sie mir meinen Wunsch erfüllen, dann will ich es segnen, daß Sie kein Herz haben und nicht an andere denken können. Dann ist es gut, daß ich Ihnen nicht mehr bin, als ein Fall, den Sie in Ihr Diarium eintragen."

Sie schwieg erschöpft. Berndt Jädicke fühlte das heiße Blut in ihren Fingern. Seine Hand hatte sich anfangs gesträubt, aber jetzt lag sie schon lange still. Und er hörte jedes ihrer Worte, und aus dem maßlosen Staunen war ein Nachinnenlauschen geworden, das währte noch, als ihre seltsame Bitte verklungen. Seine Augen aber hingen an dem Gesicht des Mädchens. Er wollte etwas sagen, aber es war kein Ton in seiner Kehle. Er wollte sich verteidigen, aber sie hatte ihn ja gar nicht angeklagt.

Langsam wich die Abendsonne von dem Lager. Nur einen Winkel des Zimmers fühlte sie noch.

„Muß ich sterben?" klang es leise und klar an sein Ohr. (Fortsetzung folgt.)



Bunte Chronik

Operation am lebenden Herzen.

In das St. Thomas-Krankenhaus in London wurde ein Mann eingeliefert, der an einer schweren Herzwunde erkrankt war. Sein Zustand war äußerst bedenklich. Der leitende Arzt, Professor Dr. Barrett, stellte fest, daß es sich um ein winziges Geschwür am Herzmuskel handelte. Es war sicher, daß diese Erkrankung den Tod des Patienten zur Folge haben mußte. Professor Barrett entchloß sich daher zu einer noch nie dagewesenen Operation. Er machte vier bis fünf Einstiche in das schlagende Herz und entfernte das Geschwür. Die überaus schwierige Operation dauerte trotz größter Eile dreiviertel Stunden. Der Patient lebte noch zehn Stunden. Man hoffte schon, daß er gerettet sei, als der Tod infolge von unerwarteten Komplikationen eintrat.

*

Goldfieber im Colorado-Gebiet.

In dem schwer zugänglichen Colorado-Gebiet in Amerika, in der Nähe der Canon-City, hat ein Neger durch Zufall eine allem Anschein nach überaus ergiebige Goldader entdeckt. Zuerst wollte man seinen Erzählungen keinen Glauben schenken, doch als er zum Beweis einen großen Klumpen goldhaltigen Erzes vorzeigte, setzte sofort eine förmliche Völkerwanderung nach dem Fundort ein. Auf den gefährlichen Gebirgsstraßen, die an wilden Schluchten und steilen Abgründen vorbeiführen, bewegt sich eine endlose Schlange von Automobilen und Gefährten aller Art. Wer keinen Wagen und kein Reittier sein eigen nennt, macht sich zu Fuß auf den Weg und durchwandert tagelange Strecken. Immer neue Goldsucher treffen in Canon-City ein. Die Nachricht von dem Vorkommen des kostbaren Metalls hat sich mit Blitzesschnelle verbreitet. Über Nacht ist in der Nähe des Fundortes eine ganze Zeltstadt entstanden. Inzwischen sind die Angaben des Negers von mehreren Goldgräbern bestätigt worden, die in dem bezeichneten Gebiet goldhaltiges Gestein gefunden haben.



Lustige Ecke

Lebenskunst. „Ich schaue immer nur vorwärts."
„Kein Wunder bei Ihrer Vergangenheit."

*

Geschäftstüchtig. Der kleine Gustav gratuliert seinem Onkel zum Geburtstag und erhält jedesmal fünf Mark.
„Onkelchen", sagt er, „kann ich dir nicht gleich für nächstes Jahr mitgratulieren, du sollst dann beide Glückwünsche für acht Mark haben."

*

Die Rechnung. „Herr Ober, das geht aber doch nicht! Ich habe kaum ein Viertel von der Gans verzehrt, und Sie setzen mir die ganze Gans in Rechnung!"
„Das ist so Sitte in diesem Haus."
„Gott sei Dank, daß ich keine Kalbsrippchen bestellt hatte."

*

Verständlich. „Warum nennt ihr Horst den Segelflieger?"
„Der ist aus seiner Stellung geflogen und in die Ehe gesegelt."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg